

Meine Kindheit

ERINNERUNGEN

1

Meine Kindheit

In einer kleinen 2-Zimmerwohnung, inmitten des Ruhrgebiets, wurde ein geselliger Silvesterabend mit Verwandten vorbereitet. Tante Gertrud unterstützte meine Mutter, da sie mit mir hochschwanger war. Auf engstem Raum vergnügten sich mein Stiefvater, Onkel Walter, Onkel Paul (alle Bergmann von Beruf) bei Bier und Korn. Zu fortgeschrittener Stunde, wenige Minuten vor 24 Uhr, erreichte die Stimmung ihren Höhepunkt. Kurz darauf läuteten die Kirchenglocken das neue Jahr 1954 ein. Menschenmengen versammelten sich auf den Straßen, prosteten sich gegenseitig zu und veranstalteten ein riesiges Feuerwerk. Die Knallerei schien kein Ende zu nehmen. Der Lärm da draußen drang bis zu mir durch und veranlasste mich, die sichere, bequeme, warme Behausung vorläufig nicht zu verlassen. Meine Vorsicht gepaart mit Neugier sollte mir im späteren Leben sehr von Nutzen sein. Nach mehreren Stunden kehrte endlich Ruhe ein. Für Mama allerdings nicht – die Wehen setzten ein.

Nicht jeder besaß damals ein Auto, geschweige denn ein Telefon. Voller Tatendrang begab sich meine Tante auf den Weg zur Hebamme, die ein paar Blocks entfernt wohnte. Eiskälte und leichter Schneeregen verwandelten die Gehwege zu Rutschbahnen. In der Grüterstraße saß eine kleine Gemeinde wie auf heißen Kohlen und wartete auf die Hebamme. Endlich! Sie traf ein und kümmerte sich augenblicklich um meine Mutter und ihren Zustand. Es sollte auch nicht mehr lange dauern. Umgeben von nebelartigem Zigarettenrauch und Alkoholdunst blickte ich in die lachenden Gesichter, die begeistert riefen: „Es ist ein Mädchen, ach ist die nicht süß!“ Genau so erzählte es mir meine Tante Jahre später.

Ich war knapp zwei Jahre alt, als mein Stiefvater mich im Kinderheim absetzte. Mama lag ahnungslos, wegen einer Lungenentzündung, im Krankenhaus. Dieses Kinderdorf lag inmitten des Kölnischen Waldes. Es war eine streng katholische Einrichtung, die von der Schwester Oberin geleitet wurde. Auf sechs Häuser verteilt lebten 120 Kinder verschiedener Altersgruppen. Einige der Häuser lagen am Waldrand, die anderen

zur Pferdewiese. Sie hatten fröhliche Namen wie: Zwergenreich, Vogel-sang, Morgenrot, Sonnenschein, Frohgemut und Sausewind. Direkt vor unserer Haustür erweckte ein außerordentlich großer Sandkasten mein Interesse. Zudem hatte jedes Haus einen kleinen Garten. Zwei Spiel-plätze standen uns als Freizeitspaß zur Verfügung. Auf einer großen Weide grasten Pferde, Ziegen sowie ein Esel. Hunde, Katzen, Schweine, Hühner und jede Menge Erziehungspersonal vervollständigten das Ganze. Es mangelte uns nicht an Kinderbüchern sowie zahlreichen Ge-sellschaftsspielen. Von Tag zu Tag nahm ich meine Umgebung immer mehr wahr.

Im Alter von vier Jahren saß ich an einem herrlichen Sommertag, mit einem Petticoat bekleidet, auf einer grünen Wiese. Eine dicke Hummel brummte unentwegt um mich herum, ich schnappte zu und in meiner halbgeschlossenen Hand setzte sie ihren summenden Singsang fort. Es kitzelte und ein nie gekanntes Glücksgefühl durchströmte meinen Körper. Nach kurzer Dauer entließ ich sie wieder in die Freiheit.

Sehr selten besuchte mich meine Mutter. Nach meiner Einschulung erteilte die Oberin die Erlaubnis, ein Wochenende in der Familie zu ver-bringen. Mama hauste noch immer mit ihrem Mann in dieser kleinen Zweizimmerwohnung. Meine drei Monate alte Schwester lag schlafend auf dem Sofa. Ich bekam die Order, das Baby zu behüten. Die zwei Er-wachsenen zogen sich ins Schlafzimmer zurück und schlossen die Tür hinter sich zu. Aus lauter Langeweile ging ich auf Entdeckungsreise. Keine Schublade war vor mir sicher. Systematisch stöberte ich darin rum und wurde fündig. In einer bewahrte meine Mutter die Antibabypillen auf, die für mich aussahen wie leckere, kleine Bonbons.

Zwischenzeitlich fiel meine Schwester, aufgewacht durch die laut-starken Geräusche der Schubladen, vom Sofa und fing fürchterlich an zu schreien. Mutter stürmte in Windeseile herein, schlug mir meine angeblichen Bonbon-Klumpchen aus der Hand und rettete ihre Tochter. Sie schrie mich an: „Ich hatte dir befohlen auf das Baby aufzupassen, du bist zu nichts nützlich!“ Jetzt heulte auch ich und nicht nur, weil sie

mir die vermeintlichen Süßigkeiten wegnahm. Als weitere Maßnahme stellte sie für eine ganze Weile ihre Besuche ein.

Meine Schulzeit genoss ich bis auf wenige Momente, die einen bitter-en Beigeschmack hinterließen. In der großen Pause rief der Lehrer mit lautstarker Stimme dazu auf: „Alle Heimkinder vortreten, ihr dürft eure Milch abholen.“ Diese standen in Flaschen in einer Ecke im Klassenzim-mer. Unter den neugierigen Augen der übrigen Kinder schritten wir vor, um die gutgemeinte Spende entgegenzunehmen. Ich saß in der letzten Reihe, der Weg zur Milch schien endlos zu sein. „Gebrandmarkt“. Nun wusste jeder, dass ich kein richtiges Zuhause hatte. Ich hasste dieses Getränk und tauschte es regelmäßig mit meiner Schulfreundin gegen Zuckerbrote ein.

Je älter ich wurde, umso umfangreicher wurden meine Hobbys. Ich ent-puppte mich zur Leseratte. Mein spärliches Taschengeld verwendete ich für die nahegelegene Bücherei, deren Mitgliedsbeitrag im Monat 2 DM betrug. Karl May, Enid Blyton, Erich Kästner, E.T.A. Hoffmann, Grimms Märchen, Andersen, Hauff, Busch und unzählige andere Abenteuerbü-cher zogen mich in ihren Bann. Wenn mich Traurigkeit überfiel, meistens tauchte diese nach Bestrafungen auf, dachte ich an die gute Fee aus dem Märchenbuch, die imstande war, drei Wünsche zu erfüllen. Mein sehnlichster Wunsch war der nach einer liebevollen, intakten Familie.

Mit Gott sprach ich auch, aber ich erhielt nie eine Antwort. Die Real-i-tät holte mich schnell wieder ein. Stellten wir Unfug an, nötigten die jeweiligen Erziehungspersonen uns dazu, die Arme auszustrecken, um uns mit einem Stock auf unsere Handflächen zu schlagen. Ich heulte immer schon vorher und pinkelte mir dabei in die Hose, was zusätzlich geahndet wurde.

Jedes Jahr wechselten die Praktikantinnen. Eine von ihnen galt als be-sonders böseartig. Sie spielte mit uns „Fahr zur Hölle“. Auf einem 80 cm hohen und etwas längerem Tisch lag eine ellenlange Tischdecke, auf der ein verängstigtes Kind kniete, um seine Sünden zu beichten. Am Tisch-

ende umklammerte Frl. Ingrid die Zipfel dieser Decke. Schlimme Sünden stuft sie nach eigenem Ermessen ein. Gefielen ihr die Antworten zu den gestellten Fragen nicht, schrie sie: „Fahr zur Hölle!“ Und ehe man sich versah, zog sie mit voller Wucht die Enden der Decke zu sich heran, so dass jedes Kind unweigerlich unter den Tisch sauste. Dann war ich an der Reihe. Die Bekanntschaft mit der Kante war sehr schmerzhaft und bescherte mir einen Nasenbeinbruch. Es sollte noch schlimmer kommen.

An einem lauen Sommerabend unternahm unsere Gruppe einen Waldspaziergang. Meine schwache Blase zwang mich dazu, ein stilles Örtchen aufzusuchen. In einiger Entfernung bemerkte ich einen Mann, der hinter einem Baum stand, er beobachtete mich. Schnell erledigte ich mein Geschäft, um mich dann wieder der Gruppe anzuschließen. Jedoch war weit und breit niemand in Sicht, bis auf den Kerl hinter dem Baum. Orientierungslos und völlig verängstigt versteckte ich mich. Jedes Zeitgefühl ging verloren. Bis plötzlich ein ohrenbetäubendes Motorengeräusch die Stille des Waldes durchbrach und es immer näherkam. Ich war völlig verunsichert und gleichzeitig ergriff mich auch Panik. In der Vermutung, dass der Unbekannte mir immer noch auflauerte, überprüfte ich in geduckter Haltung meine Umgebung, konnte aber niemanden mehr erblicken.

Statt des Mannes hinterm Baum sah ich nun ein Motorrad, von dem ein älterer Herr abstieg und auf mich zuging. Mit weinerlicher Stimme und einer Heulattacke nahe schluchzte ich: „Ich habe mich verlaufen.“ Er beruhigte mich und erklärte feinfühlig, dass er der Förster sei und ich nun keine Angst mehr haben müsse. Vertrauensvoll ließ ich mich auf den Soziussitz seines Motorrades heben, und wir fuhren zu ihm nach Hause. Dort angekommen betraten wir einen großen Raum, in dem ein gewaltiger gedeckter Tisch zum Abendessen einlud. Um diesen herum saß seine Frau mit einigen Kindern. Ich durfte mitessen, ausgehungert griff ich beherzt zu. Kurz darauf stellten sie Fragen: „Wo wohnen deine Eltern? Sie machen sich ganz bestimmt große Sorgen um dich, und was treibst du um diese Zeit allein im Wald?“ Abermals befand ich mich in einer Situation, in der ich zugeben sollte ein Heimkind zu sein.

Mir gefiel es hier, außerdem war meine Angst vor Bestrafung im Heim viel größer, deshalb schwieg ich und dachte: „Wenn ich nichts sage, dann müssen sie mich behalten.“ Aller Fragerei zum Trotz aß ich beharrlich weiter. Doch sie ließen nicht locker. Schließlich verlor ich den Mut und sagte: „Ich habe keine Eltern und lebe im Kinderheim.“ Meine Befürchtungen wurden Wirklichkeit. Der Förster lieferte mich im Heim ab. Zurück in der Gruppe packte Frl. Ingrid mich und zerrte mich ins Bad. Dort entkleidete sie mich, füllte die Badewanne mit kaltem Wasser und stellte mich anschließend hinein. Mit einem Stock schlug sie kräftig auf meinen nackten Hintern. Ich schrie vor Wut und Schmerz wie am Spieß. Anschließend zwang sie mich eine Zeitlang im kalten Wasser sitzen zu bleiben. In dieser Nacht schlief ich sehr unruhig. Am nächsten Morgen, immer noch voller Hass, stellte ich mich mit hoherhobenen Armen in die Badtür und schwor: „Sobald ich den obersten Balken erreiche, bin ich so groß, dass ich mich rächen kann.“

Irgendwann kam dann der Tag, an dem dieses Fräulein verschwand und durch eine andere Erzieherin ersetzt wurde. Als ich etwa zehn Jahre alt war, interessierte ich mich fürs Reiten und spielte gerne mit den Jungen Fußball. An einem warmen Sommertag begegnete ich einem unserer Hausmeister auf der Weide, der mich sogleich ansprach: „Hallo Tessa, ich habe festgestellt, dass du ein gutes Händchen für Tiere hast. Ich habe dich beim Einreiten der Pferde beobachtet. Traust du dir zu, die Kutsche mit zwei Ponys zu fahren?“ Ich erwiderte: „Kein Problem.“ Gemeinsam holten wir die Kutsche aus dem Stall und die Ponys von der Weide. Seine Wahl fiel auf Flicka und Sonja, die wir gerade erst zugeritten hatten. Dann spannten wir die Tiere ein. Ich schwang mich auf den Kutschbock, nahm die Zügel in die Hand und preschte frischen Mutes los. Erst ging alles gut, bis ich bemerkte, dass die beiden Ponys zusehends unruhiger wurden und kurz darauf in rasendem Tempo mit mir durchbrannten.

Intuitiv hechtete ich vom Bock und landete, gerade noch rechtzeitig, in der Wiese. Die Tiere durchbrachen unseren Weidezaun, was zur Folge

Bodensee

ERINNERUNGEN

6



Bodensee

Anfang August 1984 rief Lukas an. Seine Stimme klang sehr erleichtert, als er mir mitteilte: „Ich bin ausgezogen und habe für uns eine Wohnung gefunden. Erledige deine Sachen, am Wochenende hole ich dich ab.“ Das waren tolle Nachrichten. Immer wieder hatte ich vereinzelte Zweifel gehegt, ob er das auch wirklich durchzieht. Mit diesem Anruf räumte er alle meine Bedenken aus. Mir blieben ein paar Tage um alles Notwendige zu regeln. Sofort setzte ich mich telefonisch mit meiner Vermieterin in Verbindung und kündigte an, dass ich ausziehe und eine Nachmieterin habe. Sie fühlte sich übergangen und reagierte dementsprechend: „Sie haben eine Kündigungsfrist. Und mit ihrer Nachfolgerin muss ich keineswegs einverstanden sein.“ Trotz ihrer Einwände versprach sie, Sarah kennenlernen zu wollen. Wir verabredeten uns für den folgenden Tag. Alles lief wie am Schnürchen. Sarah zeigte sich von ihrer besten Seite und fand schnell einen guten Draht zu ihr. Sie bekam das Appartement und ich hatte eine Sorge weniger. In den kommenden Tagen beschäftigte ich mich in erster Linie damit, meine persönlichen Dinge in Ordnung zu bringen und das Appartement zu reinigen. Anschließend verstaute ich mein Hab und Gut in einen kleinen Koffer. Am wichtigsten war mir die Adoptionsurkunde von meinem Sohn. Diese packte ich als Erstes ein, um sie bloß nicht zu vergessen. Zu guter Letzt verabschiedete ich mich von Barbara, die mir viel Glück und alles gute wünschte, und mit dem Versprechen mich bei ihr zu melden, erwartete ich voller Ungeduld Lukas.

Bisher hatte ich von Deutschland nicht allzu viel gesehen. Das änderte sich auch nicht in den nächsten zwei Stunden auf der Autobahn. Es war ein ermüdendes, stures Geradeausfahren und von der Umgebung bekommt man so gut wie nichts mit, weil diese viel zu schnell an einem vorbeirast. Das war alles andere für mich als aufregend. Umso erstaunter war ich, als wir den Bodensee erreichten. Meine Vorstellungen wurden weit übertroffen. Wo man auch hinsah, der See fuhr

immer mit. Ich war ergriffen von dem Ambiente. Wir fuhren durch einige größere Städte und ich fragte Lukas ganz ungläubig: „Wo ist denn die U-Bahn und fährt hier keine Straßenbahn?“ Lachend entgegnete er: „Das haben wir hier nicht. Wenn du von A nach B kommen willst, musst du entweder den Bus nehmen oder mit dem Zug fahren.“ Je näher wir unserem Ziel kamen, umso schweigsamer wurde er. Schließlich erreichten wir unweit vom Bodensee ein kleines Dorf. An einer Kapelle bog er ab, fuhr einen Berg hoch und hielt vor einem älteren Einfamilienhaus. Mir gefielen diese alten Häuser. So stellte ich mir immer das Knusperhäuschen aus dem Märchen „Hänsel und Gretel“ vor. Zuvorkommend öffnete Lukas mir die Autotür und ließ mich aussteigen. Anschließend nahm er mein Gepäck, schloss die Eingangstür auf und forderte mich auf ihm zu folgen. Wir stiegen eine lange Treppe hoch und landeten im Dachgeschoss. Zuerst kam man in die Küche, daran grenzte ein kleines Wohnzimmer und direkt dahinter befand sich ein etwas größeres Schlafzimmer. Mit Bad hatte diese 2-Zimmer-Dachgeschosswohnung etwa 45 Quadratmeter. Sie war sehr simpel eingerichtet. Jetzt war mir klar, warum er sich so zurückhaltend verhielt. Vielleicht dachte er auch, wenn ich dieses trostlose Etwas sehe, würde ich in den nächsten Zug nach München steigen. Mir war wichtig, dass ich mit ihm zusammen war, das Drumherum war zweitrangig. Das gab ich Lukas auch sehr deutlich zu verstehen, sodass seine Anspannung sich bald legte.

Wir hatten bloß noch uns beide. Oder vielleicht doch nicht? Lukas brachte wieder Ordnung in mein Leben. Er richtete mir ein Konto ein und überwies mir jeden Monat Haushaltsgeld. Das hatte vor ihm noch keiner getan, zumal er auch noch einen beträchtlichen Unterhalt an seine Noch-Ehefrau zahlen musste. Diese Dame sorgte ohnehin ständig für Wirbel. Mein Eindruck war, sie gönnte ihm seine neue Liebe nicht und tat alles Mögliche, ihm diese zu vermiesen. So läutete zum Beispiel eine ganze Weile um drei Uhr in der Früh das Telefon. Hob jemand von uns ab, wurde aufgelegt. Das war ziemlich nervig.

Aber das war nicht der einzige Vorfall, weshalb sich mein Neuanfang mit Lukas zunächst etwas schwierig gestaltete. Vier Jahre lang hatte ich in München alleine gelebt, konnte tun und machen, was ich wollte und war niemandem Rechenschaft schuldig. Lukas hingegen kam aus einer Beziehung und ging übergangslos eine andere ein. Demnach hatte er auch ganz bestimmte Vorstellungen davon, wie eine Partnerschaft zu funktionieren hat. Vorerst wäre ich für den Haushalt zuständig und später sollte ich mich um eine Ausbildung kümmern. Die alltäglichen Dinge wie das Einkaufen, Kochen, Putzen und Waschen stellten kein Problem für mich dar. Weniger gefiel mir, dass er sich ausschließlich seiner Karriere widmete und dadurch viel auf Geschäftsreisen war, auch mal für mehrere Tage. Während dieser Zeit suchte ich mir einen Ausgleich und verbrachte so manchen Abend in einem kleinen, schnuckeligen Bierlokal im Dorf. Die Inhaberin war eine Rheinländerin und wir verstanden uns prima. Außer Bier und Wein gab es auch einige Spiele wie: Monopoly, Trivial Pursuit und Kartenspiele. Im Spielrausch vergaßen wir die Zeit und oft machte ich mich erst weit nach Mitternacht auf den Heimweg. Ein bisschen Spaß braucht schließlich jeder Mensch. Das Groteske der Geschichte war, dass Lukas Noch-Ehefrau mich überwachen ließ und sie ihm telefonisch in allen Details schilderte, was ich so trieb. Bei seiner Rückkehr stellte er mich daraufhin zur Rede und dementsprechend reagierte ich nicht sehr freundlich. Aufgebracht konterte ich: „Warum bist du überhaupt ausgezogen? Merkst du denn nicht, was sie für ein Spiel mit dir treibt? Wenn du von ihr nicht lassen kannst, dann geh zu ihr zurück. Und sie muss sich nachts dann nicht mehr auf die Socken machen, um mich auszuspionieren.“ Aber das war überhaupt nicht in seinem Sinne. Stattdessen brachte er einen Spruch, den ich nur von autoritären Erwachsenen kannte, um kleine Kinder zu maßregeln: „Solange du die Füße unter meinem Tisch hast, tust du, was ich sage.“ Allein das reichte mir, und schon war ich wieder drauf und dran meine Sachen zu packen. Diese Entschlossenheit sah er wohl in meinem Gesicht und er lenkte sofort ein: „Es war nicht so gemeint, tut mir leid“, und nahm mich dabei in den Arm. Diesen Spruch hatte ich seitdem nie wieder von ihm gehört. Diese Auseinandersetzung bewirkte auch etwas Gutes.

Immer öfter nahm er mich auf seine Geschäftsreisen mit. Während Lukas arbeitete, vertrieb ich mir meine Zeit so angenehm wie möglich beim Schlittschuhlaufen in der Eishalle oder bummelte auch nur einfach durch die Einkaufsstraßen dieser Städte. Da ich damals schon gerne strickte, konnte ich an so manch einem Wollladen nicht vorbeilaufen. Abends trafen wir uns dann immer zum Essen. Daran konnte ich mich gewöhnen. War er mehrere Tage ohne mich unterwegs, schrieb er mir von irgendwoher Postkarten. Sie lauteten in etwa so: „Hallo meine Liebe, bin gut angekommen. Um 6 Uhr 30 klingelte mein Wecker und ich duschte. Danach hatte ich ein ausgiebiges Frühstück. Um 8 Uhr musste ich meinen ersten Termin wahrnehmen. Jetzt haben wir 18 Uhr, bin völlig kaputt und muss mich erst einmal hinlegen. Viele Grüße Lukas.“ Diese Art von Liebesbekenntnis fand ich sehr ungewöhnlich. Als so eine Postkarte wieder einmal im Briefkasten lag, bat ich ihn, mir bitte keine weiteren Arbeitsberichte mehr zuzusenden. Er hielt sich daran.

Eine gemeinsame Leidenschaft von uns war, „in die Pilze zu gehen“. Lukas zeigte mir, welche Pilze man essen kann und andere lieber nicht. Ging ich alleine in die Pilze, wartete ich immer darauf, bis er diese begutachtete und sein Okay gab. An einem Tag war ich felsenfest davon überzeugt: „Jetzt kenne ich mich aus und überrasche ihn mit meiner eigenen Kreation. Rindergulasch mit frischen Champignons.“ Nach der Garzeit mischte ich dem Gericht die Champignons unter. Umgehend verbreitete sich ein höllischer Schwefelgestank im gesamten Wohnbereich aus. Das war mir nicht ganz geheuer. Und schon kam Lukas zur Tür herein. Entsetzt über den beißenden Geruch fragte er: „Was kochst du da?“ „Gulasch mit frisch gesammelten Champignons“, murmelte ich resigniert vor mich hin. „Das kannst du alles gleich in die Tonne tun, du hast Karbolchampignons mitgebracht.“ Das Abendessen zu Hause fiel aus und wir wichen auf ein Dorfrestraurant aus.

Es gibt so Tage, da denkt man an nichts Böses und dann klingelt das Telefon. Lukas nahm ab und reichte mir den Hörer weiter: „Ich bin es Ben.“ Während des Gesprächs verhielt er sich extrem lässig, als ob es zwi-

schen uns beiden nie eine Trennung gegeben hätte. „Dir scheint es ja gut zu gehen. Übrigens, ich habe dich bei Gericht als Zeugin angegeben, würdest du für mich aussagen?“ Insgeheim fragte ich mich: „Woher kennt der meine Adresse und wie kommt er an unsere Nummer? Und überhaupt, was hatte er sich dabei gedacht?“ Als wir am Anfang unserer Beziehung gemeinsam ein verlängertes Wochenende auf Norderney verbrachten, verursachte er einen Unfall. Beim Abbiegen auf die linke Spur hatte er es versäumt, den Blinker zu setzen. In diesem Moment wurde er von einem anderen Fahrzeug überholt. Der Überholende hatte keine Chance, überschlug sich und landete im Graben. Sofort stieg ich aus und lief zu dem Wagen, um nachzusehen, ob ich helfen kann. Ben hingegen blieb sitzen. Vielleicht war es der Schock oder auch Teilnahmslosigkeit. Wie auch immer.

Das Unfallopfer – ein Herr in den Fünfigern – versuchte sich aus dem Wrack zu befreien und lehnte, ziemlich rabiāt, jede Hilfe ab. Also stieg ich wieder zu Ben ins Auto ein und gemeinsam warteten wir auf die Polizei. Während dieser Wartezeit versuchte Ben mich ständig davon zu überzeugen, dass er den Blinker rechtzeitig gesetzt habe. Allerdings wusste ich es besser. Den Blinker hatte er erst betätigt, als der Verletzte schon im Graben lag. Als die Polizei dann endlich eintraf, nahm sie unsere Personalien auf und erkundigte sich nach dem Unfallhergang. Ben stand ihnen Rede und Antwort. Mein Kommentar dazu war nur: „Auf der Linksabbiegerspur überholt man nicht.“ Anschließend konnten wir weiterfahren. Jetzt – Jahre danach – fragte er mich ganz dreist, ob ich für ihn aussagen würde. Deshalb sagte ich erst einmal weder ja noch nein und wimmelte ihn ab.

Tage später erhielt ich vom Gericht ein Schreiben: Ich sollte als Zeugin aussagen. Ben hatte mich hinausgeworfen, als ich im sechsten Monat schwanger war – mit seinem Kind. Jetzt sollte er auch zusehen, wie er alleine klarkommt. An das zuständige Gericht verfasste ich einen Brief mit der Begründung, mir eine Zugfahrt nach Nordrhein-Westfalen nicht leisten zu können, und hoffte dabei darauf, dass die Angelegenheit für

mich damit erledigt sei. Das Gericht blieb hartnäckig und schickte mir Tage später eine Zugfahrkarte. „Ach du liebes bisschen, musste das sein?“ Nicht im Geringsten verspürte ich den Drang, Ben nochmals über den Weg zu laufen. Meine ursprüngliche Idee, diese kostenlose Einladung abzulehnen, verwarf ich jedoch wieder. Zum angekündigten Gerichtstermin war ich zwar vor Ort, hatte ihn aber total verschlafen. Dem Richter erzählte ich am Telefon, dass mich die Hotelrezeption nicht geweckt hätte. Damit gab er sich zufrieden und nahm meine Aussage am Telefon auf. Gott sei Dank doch noch gut gelaufen.

Im Februar 1985 schlug Lukas mir vor, mich beim Arbeitsamt zu erkundigen, ob sie mir eine Ausbildung finanzieren würden. So kramte ich alle meine Unterlagen zusammen und machte mich auf den Weg. Der Sachbearbeiter studierte meine Zeugnisse und fragte: „Was stellen Sie sich denn so vor?“ Gute Frage, denn ich war mir gar nicht sicher, was oder worauf ich Lust hätte. Meine Begabungen lagen eher im künstlerischen Bereich, aber ich vermutete, dass ich diesbezüglich keine Unterstützung von ihnen erhalten würde. Darüber hinaus lebte ich mit einem Partner zusammen, der hohe Ansprüche an sich selber stellt. Illusorische Wünsche meinerseits waren da fehl am Platze, deshalb musste ich auf dem Teppich bleiben. Meine Antwort war kurz und knapp: „Ich habe keinen blassen Schimmer.“ Daraufhin riet mir der Beamte, mich einem psychologischen Test zu unterziehen. Kurzerhand willigte ich ein. Nach dem Test luden sie mich abermals ein. Der Sachbearbeiter behauptete aufgrund der Ergebnisse: „Bei der Polizei wären Sie sehr gut aufgehoben.“ „Wie kommen Sie denn darauf?“ In einem Test sollte man einen Satz vervollständigen und eine kleine Geschichte schreiben, ich machte daraus eine Kriminalstory. Diese Story nahm er zum Anlass, dass ich für diesen Beruf besonders geeignet wäre. Bei der Kripo zu arbeiten, hätte ich mir eventuell noch vorstellen können, ebenso im sozialen Bereich. Aber dafür brauchte man sicherlich ein Studium und das hatte ich nicht. Er hatte aber noch eine andere Variante in Petto: „Da gäbe es noch etwas.“

In Englisch hätte ich eine gute Note und aufgrund dessen könnte dann eine zweijährige Umschulung zur Fremdsprachenkorrespondentin in Frage kommen. Sollte das wirklich das Richtige für mich sein? Dass ich über 14 Jahre aus der Schule raus war, schien ihm wohl entgangen zu sein. Ohne zu protestieren überlegte ich für mich: „Bevor er mir noch weitere haarige Angebote macht, gehe ich lieber zur Schule“, und so stimmte ich ihm erstmal zu. Jedoch stellte er eine Bedingung. Lukas musste mir monatlich 1000 DM zahlen und der Sachbearbeiter verlangte von ihm darüber eine schriftliche Bestätigung. Die Schulkosten wollte das Arbeitsamt übernehmen. Lukas erklärte sich mit allem einverstanden. Schon bald darauf meldete ich mich an der Sprachenschule an. Aufgrund meiner verlorengegangenen Grammatikkenntnisse suchte ich mir schnellstmöglich eine Nachhilfelehrerin. Der erste Schritt war getan.

Lukas stritt sich mit seiner Noch-Ehefrau weiterhin um das gemeinsame Haus. Irgendwann wuchs mir das alles über den Kopf und ich legte ihm nahe: „Gib ihr, was sie will, dann brauchst du auch keinen Unterhalt mehr zahlen und wir hätten unsere Ruhe.“ So geschah es dann auch. An einem Vormittag klingelte es an der Haustür. Draußen auf der Treppe lag ein Blumenstrauß, innen drin steckte eine Karte. Damit bedankte sich Lukas Noch-Ehefrau bei mir, dass ich ihr diesen Mann abgenommen hatte. Sie verkaufte das Haus und schickte uns noch eine Karte von ihrer Weltreise. Kurz nach der Scheidung heiratete sie abermals. Was für ein Segen, unsere Beziehung nahm endlich entspanntere Züge an.

Lukas führte mich noch im gleichen Jahr in den Segelclub ein. Es war ein kleines Holzhäuschen, indem gerade mal Platz war für einen Tisch, eine Eckbank sowie ein paar Stühle. Zu meiner Beruhigung gab es wenigstens ein Klo, das war immer ganz wichtig für mich. In diesem Raum verbrachten wir so manche feucht-fröhliche Stunde. Stets waren es dieselben Leute, die dort „abhockten“. Hier besprachen sie auch gemeinsame Touren. Lukas war ein leidenschaftlicher Segler und sehr stolz auf seinen 30er-Seefahrtskreuzer (10.30 Meter lang, 2.10 Meter breit). Ich hingegen fand das Schiff sehr beengt. Zudem war die Abstandshöhe

Tobias Hilde

ERINNERUNGEN

8

Tobias Hilde

In dieser Zeit häuften sich Tobias Aufenthalte bei uns. Entweder kam er mit dem Zug oder einem geliehenen Auto. Die Beziehung zu Larissa hatte er nun endgültig beendet – es schien ihm dabei gut zu gehen. Bei einem dieser Besuche fragte er mich einmal: „Glaubst du, dass mit mir etwas nicht stimmt?“ „Was soll denn mit dir nicht stimmen?“, hakete ich nach und sofort fiel mir ein Telefongespräch mit Ottmar ein. Damals fragte er mich, ob es in meiner Familie psychische Erkrankungen gäbe. Als ich irritiert nachfragte: „Wie kommst du denn darauf?“, versuchte er mich abzuwimmeln: „Ach, nur so.“ Bei meinem Sohn jedoch wurde ich neugierig und wollte es genauer wissen: „Was meinst du damit?“ Ein bisschen herumdrucksend antwortete er schließlich: „Ich habe hin und wieder Déjà-vus.“ Als er mit Waltraud in einer fremden Stadt shoppen gewesen sei, behauptete Tobias ihr gegenüber: „Ich bin hier schon einmal gewesen.“ Damals hätte Waltraud das abgetan: „Du kannst hier noch nicht gewesen sein, ich bin heute das erste Mal mit dir hier.“ Dennoch hätte er weiterhin darauf beharrt, dass er sich ganz sicher wäre, diesen Ort zu kennen. Das und vermutlich noch weitere Begebenheiten nahm Waltraud wohl zum Anlass, ihn zum Therapeuten zu schicken.

Erleichtert über das Gehörte erwiderte ich: „Das ist keine Krankheit und kommt auch nicht von Drogen. Es ist eine ganz besondere Gabe. Ich besitze ebenso diese Fähigkeit schon seit meiner Kindheit, sprach aber mit niemandem darüber, weil ich glaubte, die würden mich als geistig verwirrt einstufen. Wie du weißt, befand ich mich in einer streng katholischen Einrichtung – außer Gott war kein Platz für vermeintliche Hirngespinnste – das konnte in der Psychiatrie enden. Mein Verstand funktionierte prima und mit Drogen kam ich als Kind ganz bestimmt nicht in Berührung.“ – Eine meiner Enkeltöchter hat ebenfalls sogenannte Déjà-vus. Als meine Tochter dahinterkam, rief sie mich an und wollte sie zu jener Zeit ebenso zum Psychiater schicken. Damals sagte ich ihr,

sie solle das schön bleiben lassen, weil ich diese besondere Gabe wohl weitervererbt habe. – Diese Fähigkeit muss einem auch keine Angst machen. Es gibt so viele unerklärliche Dinge auf der Welt, die wir nicht verstehen. Schon in der Kindheit wird uns vorgegeben, was wir glauben sollen oder nicht, und das wird von Generation zu Generation weitervermittelt. Nur weil Tobias nicht so tickte, wie seine Adoptivfamilie es sich gerne gewünscht hätte, bezeichneten sie ihn als krank. Und das musste ihrer Meinung nach selbstverständlich behandelt werden. Während unseres Gespräches machte er sich ein wenig über den Therapeuten lustig, deshalb fragte ich ihn: „Magst du ihn?“ Er nickte zustimmend und so ermutigte ich ihn: „Wenn du jemanden zum Reden brauchst und dabei das Gefühl hast, es bringt dir etwas, dann geh doch weiter zu ihm hin.“ Das erinnerte mich nämlich an Barbara. Immer wenn ich Probleme hatte oder auch nicht, war sie für mich da. Dabei taten mir die gemeinsamen Gespräche mit ihr ganz gut, weil ich mich verstanden fühlte. Sie verhalfen mir, andere Sichtweisen kennenzulernen oder ich bekam Klarheit und gewann dadurch mehr Sicherheit für meine Entscheidungen. Irgendwann hatte Tobias mir dann erzählt, dass er nicht mehr zum Therapeuten ginge, aus welchen Gründen auch immer.

Bisher hatte mein Sohn seine Besuche immer kurz vorher per Telefon angekündigt. Aber im Spätsommer 2001 hatte er mich völlig überumpelt. Sichtlich begeistert stellte er mir seine neue Freundin vor. Zwei Jahre zuvor hatte er mir ein Bild von der angeblich *nur* Bekannten gezeigt. Nun stand sie vor mir. Foto und Wirklichkeit müssen nicht immer übereinstimmen. Sie war sehr klein und hatte wuschelige, rot-blonde Haare. Ein weiter, langer Rock mit einer Bluse darüber verhüllten ihre wohlgenährten Kurven. Sie war das genaue Gegenteil von Larissa. Tobias trug wie immer eine schlichte Hose und dazu ein lockeres T-Shirt. Zuerst umarmte ich meinen Sohn, bevor ich seine Freundin in den Arm nahm: „Ich heiße Hildegard, aber alle nennen mich nur Hilde.“ Dazu muss ich sagen, dass ich keineswegs jeden umarme – nur Menschen, die ich mag. Und manchmal ist es auch von mir nur eine nette Geste, um jemanden willkommen zu heißen – immerhin war sie seine Freun-

din. Es gibt Umarmungen, die sind einfach liebevoll, und wieder andere fühlen sich abweisend an. Bei Hilde war es so lala ...

Bei ihrem Anblick schossen mir zahlreiche Fragen durch den Kopf, doch ich konnte mich vorerst zurückhalten und habe beide erst einmal hereingebeten und ankommen lassen. Da wir auf Besuch nicht eingestellt waren, unser Kühlschrank nichts Gescheites hergab, schlug ich eine Bestellung bei unserem Lieblings-Asiaten vor, die allerseits auf Begeisterung stieß. Während mein Mann sich auf den Weg machte, unsere Menüs abzuholen, unterhielt ich mich mit den beiden. So erfuhr ich zum Beispiel, dass das junge Mädchen noch keine 18 Jahre alt war und zur Fachoberschule ging, um ihr Fachabitur zu machen. Hilde war ein wortkarger Mensch, etwas verschlossen und nicht mit der Offenheit ausgestattet, die mir an Larissa so gefallen hatte. Da Tobias mir bei einem seiner Besuche erzählt hatte, dass er Naturwissenschaften studiere, erkundigte ich mich bei ihm: „Wie kommst du mit deinem Studium voran?“ – „Es läuft ganz gut und zum Ende des Semesters mache ich meinen nächsten Schein.“ (Aber das war nur die halbe Wahrheit. In den kommenden Jahren wechselte Tobias die Studienfächer mehrmals. Damals glaubte ich, er probiert sich aus und weiß noch nicht, wo es hingehen soll. Leider ein Trugschluss, wie ich später erfahren sollte.) Nach dem Abendessen setzten wir uns noch eine Weile zusammen, tranken etwas und gingen frühzeitig schlafen.

Auch ich machte meinen Schein. So wie ich es meinem Mann versprochen hatte, suchte ich mir im Spätsommer eine Segelschule, um Segeln zu lernen. Zum Glück gab es eine direkt bei uns im Ort – die Anmeldung war schnell erledigt. Es blieb mir sehr viel Zeit zum Üben, weil ich mich für den letzten Prüfungstermin entschieden hatte. Von Montag bis Donnerstag war ich mit der Segelschule von früh bis abends unterwegs. An den Wochenenden fuhren mein Mann und ich mit dem eigenen Schiff aufs Wasser. Im September wurde es dann langsam kühler. Außerdem gab es Tage, an denen es wie aus Kübeln regnete. Am 11. Sep-

tember fuhr ich wie üblich mit meinem Fahrrad an den Segelschulsteg. Der Himmel war bedeckt und es schien, als könnte es jeden Moment zu regnen anfangen. Wider Erwarten hielt das Wetter bis zur Mittagspause. Auf dem Wasser herrschten kalte Winde, deshalb radelte ich nach Hause, um mir etwas Wärmeres anzuziehen.

Wie gewohnt schaltete ich am Fernseher den Nachrichtensender NTV ein. Was ich sah, konnte ich kaum glauben und ließ mich wie gebannt auf den Bildschirm starren: Ein Flugzeug flog mit voller Absicht schnurstracks auf einen der Türme des World Trade Centers zu und krachte hinein. Nur das Heck ragte noch heraus. Durch die Wucht des Aufpralls explodierte die Maschine und ging in Flammen auf. Die Breaking-News ließen sofort erkennen, dass es sich hier um eine echte Katastrophe handelte und nicht um eine Szene aus einem neuen Science-Fiction-Film. Die Kommentatoren überschlugen sich mit immer mehr aktuellen Informationen. Kurz darauf nahm ein zweites Flugzeug Kurs auf den benachbarten Turm und krachte ebenfalls ungebremsst hinein. Im weiteren Verlauf des Tages wurde dieses katastrophale Ereignis, das die ganze Welt erschütterte, nicht nur in der Segelschule zum Gesprächsstoff Nummer Eins.

Auch mit meinem Sohn, der unmittelbar danach mit Hilde bei uns zu Gast war, sprach ich über diese schrecklichen Geschehnisse. Er äußerte sich sinngemäß folgendermaßen dazu: „Die amerikanische Regierung hat sich das selber zuzuschreiben. Ihr Chef ist ein Kriegstreiber. Es war nur eine Frage der Zeit, bis so etwas passiert, und es ist völlig egal, in welchem Land man lebt, es kann jeden treffen. Das fatale an solchen Terrorangriffen ist, dass es immer diejenigen trifft, die am wenigsten daran schuld sind.“ Es gab aber auch andere Stimmen. Einige Leute, mit denen ich sprach, brachten Sprüche wie: „Das geschieht den Amis ganz recht.“ – Meine Meinung dazu ist: Politisch oder religiös bedenklich angehauchte Auseinandersetzungen sollten keinesfalls auf den Rücken der Bevölkerung ausgetragen werden. Aber vielleicht ist die Zeit noch nicht reif für ein friedliches Miteinander in der Welt.

Je öfter Tobias mit oder ohne Hilde kam, umso mehr hatte es für mich den Anschein, dass sie eine sehr harmonische und glückliche Beziehung pflegten. Mein Sohn ließ sich immer weniger über seine Adoptivfamilie aus. Auch mit dem Studium schien es voranzugehen. Laut seiner Aussage hatte er nun die Fächer Literatur und Geschichte belegt. Trotz allem hegte ich so meine Zweifel auch, weil er seine Studienfächer häufig wechselte. Deshalb dachte ich so manches Mal darüber nach, ob er sein Studium wirklich ernst nahm. Vielleicht erzählte er mir auch einfach nur Geschichten, um unangenehmen Fragen aus dem Weg zu gehen. Dabei fiel mir wieder sein Vater Ben ein, der mir eine Geschichte nach der anderen präsentierte. Immer wenn ich ihn dann mit Ben verglich, konterte er stets mürrisch: „Ich bin nicht wie mein Vater.“ Mit der Zeit hatte ich mich dann mit derartigen Äußerungen zurückgehalten.

Bei einem ihrer Besuche erfuhr ich, dass Tobias und Hilde zusammengezogen waren. Hildes Mutter hatte ihnen ihr geerbtes Elternhaus überlassen. Natürlich interessierte mich, wie sie ihr Leben mit all den anfallenden Neben- und Lebenserhaltungskosten finanzierten. Deshalb ging es bei dem abendlichen Gespräch in erster Linie ums liebe Geld. Von meinem Sohn wusste ich, dass er 450 Euro im Monat von seiner Adoptivfamilie bekam. Hilde arbeitete an verschiedenen Tagen bei ihrem Vater im Fahrradladen und verdiente sich 400 Euro im Monat dazu. Zudem würde sie in dem Haus ein bis zwei Zimmer vermieten und hätte so eine zusätzliche Einnahme. Davon könnten sie gut leben. Tobias erzählte mir daraufhin, dass er mit seinen 450 Euro im Monat gut über die Runden kommen würde. Das erschien mir etwas zu wenig zu sein und forschte neugierig geworden weiter nach: „Wie willst du später mal von 450 Euro im Monat eine Familie unterhalten? Wollt ihr irgendwann Kinder haben?“ Tobias entgegnete augenblicklich: „Ja, ich möchte es unbedingt.“ „Und wie willst du ein Kind von 450 Euro im Monat ernähren?“ Sofort ergriff Hilde das Wort: „Dann gehe ich eben arbeiten und er macht den Hausmann.“ Mein Mann machte sich später darüber lustig und sagte: „Der Spruch, dass Tobias mit 450 Euro im Monat auskommt, hätte auch von dir sein können“. Lukas kennt

mich eben, denn auch ich bin kein Mensch, der auf großem Fuße lebt. Damals hatte ich den Eindruck, dass sie auf Kinder noch nicht eingestimmt waren und so wich ich vom Thema ab und verkündete freudestrahlend: „Ich bin schon Oma geworden.“ Daraufhin erwiderte Tobias: „Das kann ich nicht mehr toppen.“

Mit seinen Besuchen, wurden von Mal zu Mal seine Haare länger. Meiner Ansicht nach passte das so gar nicht zu ihm. Spaßeshalber zog ich ihn einmal damit auf: „Bist du unter die Hippies gegangen?“ „Nein, aber mir gefällt es.“ Hatte er die Anspielung als solche verstanden, fragte ich mich insgeheim und fügte hinzu: „Das ist nicht abwertend gemeint. In den sechziger Jahren gab es reichlich junge Männer, die sich ihre Haare wachsen ließen, auch um sich von der Masse abzuheben. Aber vor allem lehnten sie sich gegen Geld und Wohlstand auf. Zudem liebten sie die Nacktheit und die freie Liebe.“ Tobias ging gar nicht darauf ein und entgegnete lediglich: „Damals waren auch ganz andere Zeiten.“ – „Egal ob es andere Zeiten waren, die Gesinnung bleibt dieselbe.“

An diesem Abend spielten wir mal wieder „Quid pro quo“. Mit einem Grinsen im Gesicht verkündete mir Tobias: „Wir suchen einen Kick beim Sex.“ Hilde klappte fast die Kinnlade runter, so als wollte sie sagen: „Warum erzählt er ihr das denn? Das muss sie gar nicht wissen.“ Ungeachtet dessen fragte ich nach: „Wie soll der Kick denn aussehen?“ „Vielleicht weißt du ja was?“. Sie wollten ihr Sexleben bereichern und es so richtig krachen lassen. „Es gibt doch diese Sex-Clubs, die Partnertausch anbieten – kosten aber Geld.“ Tobias verdeutlichte gleich abwinkend: „Das kann ich mir nicht leisten.“ Eine andere Idee hatte ich zu diesem Zeitpunkt auch nicht. Leider erfuhr ich erst viel zu spät, welche Sexpraktiken Tobias und Hilde bevorzugten ...

Die Monate zogen ins Land und irgendwann machte ich mir keine großen Gedanken mehr darüber, ob die beiden einen Ausgleich gefunden hatten. Meine Hobbys gerieten in den Vordergrund. Außer Segeln und Fahrradfahren liebte ich die Malerei. Meine kreative Ader wollte ich perfektionieren und meldete mich bei einer Kunstschule an. Dreimal in

der Woche konnte man seiner Fantasie freien Lauf lassen. Das erste Jahr empfand ich als ziemlich eintönig. Die Formen eines menschlichen Körpers bestehen aus Zylinder, Kugeln und Ellipsen. Genau diese Objekte durfte ich ein Jahr lang zeichnen, mit Öl ausmalen und ihnen Licht- und Schatteneffekte hinzufügen. Übung machte eben den Meister. Dabei hatte ich zumindest viel über Farbenkunde gelernt. Mit der Zeit kaufte ich mir immer mehr Bücher über Malerei. Meine Favoriten waren Leonardo da Vinci, Raffael, Michelangelo und El Greco.

Das war auch die Periode, in der es zwischen Tobias und Hilde noch einigermaßen stimmte. Trotzdem schaute er immer mal wieder alleine vorbei. Wenn ich ihn nach Hilde fragte, kam stets die Antwort: „Sie ist mit ihren Eltern zum Segeln gegangen,“ oder „sie arbeitet bei ihrem Vater im Fahrradladen.“ Irgendwann hörte ich auf nachzuhaken. Dennoch fand ich es schon sehr merkwürdig, dass seine Freundin ihn nicht zum Segeln mitnahm, und machte mir meine eigenen Gedanken dazu; vielleicht wollten ihre Eltern Tobias nicht dabeihaben. Wie auch immer, er hatte sich wohl damit abgefunden und ging stattdessen mit Lukas und mir auf Segeltour. Mein persönlicher Eindruck war, dass er sich dabei wohl fühlte, zumal es mit Tobias viele lustige Begebenheiten gab. Eine davon war diese:

An einem sommerlich warmen Tag waren wir abermals zu dritt unterwegs. Mein Mann, Tobias und ich segelten mit unserer Yacht von Überlingen nach Konstanz. Nach etlichen Wendemanövern und mäßigem Wind erreichten wir endlich unser Ziel, den Konstanzer Bundesbahnhofen. Wir legten an und gingen gemeinsam bummeln. Mit mir durch die Konstanzer Einkaufsmeile zu ziehen, war für Lukas eher eine Bestrafung als ein Vergnügen, mein Sohn hingegen fand es spannend. Auf dem Rückweg in den Hafen meldete sich die Blase meines Gatten und weit und breit war keine Toilette in Sicht, bis wir am Bahnhof ankamen. Er betrat diesen, war aber schnell wieder zurück und wirkte ein wenig in Not: „Das Klo ist abgeschlossen.“ Glücklicherweise – oder wie immer man es auch nennen mag – stand ein Zug auf den Gleisen. Lukas

spurtete los, öffnete die Tür und verschwand. Mein Mann ist Kaufmann und sehr bodenständig, aber manchmal macht er Dinge, die absolut nicht seinem Naturell entsprechen. Ich hätte einen Busch bevorzugt, er hingegen nimmt den Zug. Das Warten auf ihn dauerte eine gefühlte Ewigkeit und scherzhaft sagte ich zu meinem Sohn: „Hoffentlich muss er nicht mit dem Zug mitfahren.“ Kaum ausgesprochen, ertönte auch schon das Abfahrtssignal. Die Türen wurden geschlossen und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. „Den sehen wir heute nicht mehr“, murmelte ich ungläubig vor mich hin. Plötzlich öffnete sich eine der Zugtüren und mein Mann, eher fallend als springend, schoss heraus. Er schnappte nach Luft und war völlig aus der Puste, als er erklärte, warum er so lange brauchte. Während seiner Sitzung fiel ihm ein Zettel auf, der an der Wand hing, und er begann ganz gemütlich diesen zu lesen. Währenddessen fuhr der Zug an und alles musste sehr schnell gehen. Hektisch zog er seine Hose hoch, riss den Zettel von der Wand und hechtete durch die Abteile. Lukas erreichte eine geschlossene Zugtür, öffnete diese und sprang hinaus. „Da bin ich.“ Grinsend schüttelte ich leicht den Kopf, nahm ihm das Blatt Papier aus der Hand und las vor:

Ein D-Zug fährt von Hamburg nach Wien.

Im Klosett mahnt ein bahnamtlicher Vermerk:

*„Die Benützung des Klosetts
ist nur fünf Minuten gestattet!“*

Das gibt einem Preußen Anlass zu folgendem Vers:

*Wer hier mal wat verrichten will,
der möge sich mal sputen.
Die Bahnverwaltung gönnt ihm
nur zum Kacken fünf Minuten.*

Ein Bayer schreibt darunter:

*Wer diesen Vers geschrieben hat,
der ist gewiss aus Preußen.
Denn wer nicht viel zu fressen hat,
hat auch nicht viel zu scheißen.*

Ein Schwabe findet dazu folgenden Vers:

*Wer aber das geschrieben hat,
der ischt gewiss a Bayer,
die fressa und die saufa viel
und scheißen wie a Reiher.*

Darunter dichtet ein zugewanderter Sachse:

*Seht hier die Deitsche Einigkeit,
hier tut es sich beweisen,
dem einen gönnen's Fressen nicht,
dem andern nicht das Scheißen.*

Den Schlussvers dichtet ein Österreicher:

*Wer Freud und Eintracht sehen will,
der braucht nicht weit zu wandern.
In unserm schönen Österreich
scheißt einer auf den andern.*

(Künstler unbekannt)

Wie wahr das doch ist. Wir konnten uns vor Lachen kaum halten und ließen den Tag bei einem leckeren Abendessen ausklingen.

In den folgenden Monaten vernachlässigte Tobias sein Äußeres immer mehr. Bei Larissa, seiner ersten großen Liebe, hatte er diesbezüglich sehr viel Wert darauf gelegt. Jetzt sah alles danach aus, dass er ein Lotterleben bevorzugte. Es kümmerte ihn nicht sonderlich, und waren für ihn nur

belanglose Dinge. Aber ich sah das etwas kritisch. Und war das nicht besorgniserregend genug, bahnte sich auch schon eine andere Tragödie an.

Ein Unterwasserbeben löste im Indischen Ozean einen Tsunami aus, mit verheerenden Folgen. Eine riesige Welle überflutete damals einige asiatische Küsten und forderte mehr als 200.000 Todesopfer. Daraufhin weigerten sich mehrere deutschsprachige Radiosender, den Song „Perfekte Welle“ einer deutschen Sängerin zu spielen. Kurz nach dieser Katastrophe tauchte Tobias wieder mal mit Hilde bei uns auf. Wie gewöhnlich sprachen wir abends über das Geschehen in der Welt. Natürlich redeten wir auch über den Tsunami und über die Aktion verschiedener Sender, die aus dem Lied „Perfekte Welle“ ihre eigenen Schlüsse zogen. Sie fanden diesen Song in Verbindung an dieses Ereignis pietätslos und spielten ihn nicht. Tobias meinte witzelnd dazu: „Wir haben das Lied auf volle Lautstärke aufgedreht und hoch und runter gespielt“, und beide machten sich darüber lustig. Damals kannte ich den Song noch nicht und stellte klar, dass ich dazu keinen Beifall klatschen könne. Sofort entrüstete sich Tobias: „In diesem Lied geht es um nichts anderes als um einen Surfer, der sehnsüchtig auf seine Welle wartet. Sänger singen oft von dem, was sie bewegt, und man sollte dieses Lied nicht mit einer Katastrophe in Verbindung bringen.“ (Später hatte ich mir diesen Song mal selbst angehört und muss ganz ehrlich sagen, dass ich das Lied nie mit einem Tsunami verbunden hätte.)

Wir ließen das Thema fallen und unterhielten uns über das, was sie in ein paar Wochen planten. Er wollte mit Hildes Familie zum Segeln nach Jugoslawien gehen. Dazu benötigte er seinen Ausweis. Dieser lag verschlossen in der Schreibtischschublade von Ottmar. „Wo ist das Problem? Geh hin und hol ihn dir!“, forderte ich ihn auf. „Das kann ich nicht“, druckste er herum. „Ich habe Angst vor Ottmar.“ „Wieso? Er wird dich schon nicht auffressen. Außerdem bist du volljährig. Ottmar ist dazu verpflichtet, dir deinen Ausweis auszuhändigen.“ Insgeheim fragte ich mich: „Was ist bloß der Grund, dass mein Junge so wenig Selbstvertrauen in sich hat.“ „Ich will da nicht hin, du kennst Ottmar nicht, er wird

schnell wütend und aufbrausend.“ Mein Angebot mitzukommen, lehnte er rigoros ab: „Nein, das möchte ich nicht, zudem bringt das nichts, mit denen kann man nicht reden.“ Mir fiel ein, dass ich noch seine Geburtsurkunde hatte. Diese kramte ich aus der Schublade hervor und gab sie ihm: „Geh zum Rathaus und beantrage einen neuen Pass! Du kannst ja sagen, du hättest dein Original verloren. Probiere es einfach mal!“ So recht glaubte ich zwar nicht daran, dass es funktionieren würde, weil da noch sein alter Familienname draufstand, aber es war zumindest einen Versuch wert. Entweder hatte es wirklich nicht geklappt oder er hatte es erst gar nicht probiert – das habe ich nie erfahren. Denn er fuhr nicht nach Jugoslawien.

Wie schon so oft erkundigte ich mich bei fast jedem Aufeinandertreffen nach seinem Studium. Und wieder einmal bekam ich zur Antwort, dass er es in diesem Semester nicht geschafft hätte, einen Schein zu machen. „Du musst nicht studieren, wenn du nicht willst. Du kannst auch dein Leben lang nichts tun. Drei Dinge sind allerdings für den Menschen überlebenswichtig. Essen – Trinken – Schlafen und in dieser Gesellschaft schenkt dir keiner was.“ Bei jeder erneuten Diskussion über das Thema Studium und Ausbildung wurde mir stets klarer, dass Tobias Zukunft eine riesengroße Unbekannte war. Einigen Dingen stand er immer gleichgültiger gegenüber. Er verlor das Interesse am Studieren – oft fragte ich mich, ob er überhaupt noch zur Uni ging.

Mittlerweile war mein Mann schon seit einigen Monaten in Rente. Seit längerem hatten wir überlegt, was wir mit dieser überschüssigen Zeit anfangen wollten. Lukas hatte die Idee, auf Reisen zu gehen. An Hotels oder ähnliche Einrichtungen waren wir gebunden. Deshalb suchten wir nach einer Alternative. Zu guter Letzt waren wir uns einig: Ein Wohnmobil musste her. Vorher allerdings wollten wir eine Testfahrt mit einem gemieteten Wohnmobil unternehmen, denn nicht jeder kommt damit klar, über Wochen oder Monate hinweg, auf engstem Raum zusammenzuleben. Unsere Pläne mussten wir jedoch zunächst verschieben, weil sich Tobias und Hilde ankündigten.